Stephanie Lavorano,
Carolin Mehnert,
Ariane Rau (Hg.)

GRENZEN DER ÜBERSCHREITUNG

Kontroversen um Transkultur, Transgender und Transspecies

[transcript] Edition Kulturwissenschaft

Aus:

Stephanie Lavorano, Carolin Mehnert, Ariane Rau (Hg.)
Grenzen der Überschreitung
Kontroversen um Transkultur,
Transgender und Transspecies

Oktober 2016, 278 Seiten, kart., 34,99 €, ISBN 978-3-8376-3444-0

Transgender, Transkulturalität, Transnationalität – Konzepte des Trans erleben eine politische und wissenschaftliche Konjunktur. In ihnen geht die Forderung nach einer Öffnung von soziokulturellen Identitäten auf. Doch die fluide gewordenen Grenzen von nationalen, sozialen und körperlichen Räumen drohen sich in Traditionen und Neorassismen erneut zu verfestigen:
Werte der bürgerlichen Kleinfamilie wie rechtspopulistische Positionen werden immer wieder thematisiert und in verschiedenen medialen und sozialen Kanälen reproduziert.
Die Beiträge des Bandes fragen: Durch welche Prozesse essentialisieren sich Transkonzepte – an welchen Grenzen zerbrechen sie?

Stephanie Lavorano (M.A.) promoviert und lehrt an den Universitäten Gießen und Tübingen.
Carolin Mehnert (M.A.) promoviert an der Universität Tübingen. Sie betreut das Forschungsprojekt »Körper im Visier«.
Ariane Rau (M.A.) forscht zu Konzepten der
Transkulturalität innerhalb der aktuellen globalen Literaturen in Berlin und Tübingen.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3444-0

© 2016 transcript Verlag, Bielefeld

»Guilty of Being White«

Die (Un-)Möglichkeit antirassistischer ›weißer‹ Subjektpositionen im amerikanischen Hardcore Punk der 1980er Jahre

ROBERT A. WINKLER

> »We're so hung up on this notion that we have some obligation to help the struggling black man, you know. Cut him some slack until he can overcome these historical injustices. It's crap. I mean, Christ, Lincoln freed the slaves, like, what? 130 years ago. How long does it take to get your act together?«
> (DEREK VINYARD, AMERICAN HISTORY X)

> »We are Africans, and we happen to be in America. We are not Americans. We are a people who formerly were Africans who were kidnaped and brought to America. Our forefathers weren't the Pilgrims. We didn't land on Plymouth Rock; the rock was landed on us.«
> (MALCOLM X, THE BALLOT OR THE BULLET)

Bei einer Demonstration gegen den nationalen Parteitag der Demokratischen Partei in San Francisco im Jahre 1984 trat auch die etablierte Hardcore Punk Band *Dead Kennedys* auf – in den weißen Roben des Ku Klux Klans. Die Demonstration verfolgte den Zweck, offene Kritik am politischen System der USA zu üben. Das Konzert versank im Chaos und resultierte in der Verhaftung von 84 Teilnehmenden, nachdem die Bandmitglieder ihre weißen Roben gelüftet hatten und darunter Masken des amtierenden Präsidenten Ronald Reagan zum

Vorschein kamen (vgl. Lynskey 2010: 415). Die *Dead Kennedys* stellten Reagan und seine Politik durch diesen Auftritt in die Genealogie der berüchtigten rassistischen Terrororganisation und markierten sich dadurch selbst implizit als ›farbenblinde‹ Rebellen. Der subversive Auftritt der *Dead Kennedys* stellt implizit die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit ›weißer‹[1] Subjektpositionen in der amerikanischen Gesellschaft.

Die amerikanische Hardcore Punk Szene wird bis heute als eine antirassistische Rebellion gegen das Wiedererstarken konservativer Wertvorstellungen wahrgenommen. Hardcore Punk entwickelte sich in den USA aus der Stilrichtung des Punkrock und hatte seinen Höhepunkt in den 1980er Jahren. Dabei wurde sowohl der lyrische Inhalt als auch die musikalische Form des ursprünglichen Genres radikalisiert und die subkulturelle Identität maßgeblich über körperbetonte und expressive Bühnenauftritte konstituiert.[2] Die Hardcore Punk Szene inszenierte sich vornehmlich als prekäre und stigmatisierte Gesellschaftsschicht, um von dieser Position aus eine vermeintlich antirassistische Grundhaltung zu propagieren. Die Tatsache, dass diese Szene jedoch fast ausschließlich aus weißen, männlichen und der Mittelschicht zugehörigen Jugendlichen bestand, wirft Fragen hinsichtlich der etablierten, politisch eindeutigen Verortung als subversiver Bewegung auf. In seinen Arbeiten spürt der Kulturwissenschaftler Konstantin Butz dieser Frage nach und analysiert, ob die Hardcore Punk Szene der 1980er Jahre tatsächlich eine kritische und glaubwürdige Gegenposition zum konservativen Mainstream entwirft. Stellt diese Szene nicht vielmehr nur eine andere soziale Praktik dar, durch welche sich ein Teil der männlichen weißen Mittelschicht ermächtigt? Zu diesem Zweck untersucht Butz, wie die Hardcore Punks selbst mit ihrer Statusposition umgehen und inwiefern

1 Im Folgenden wird der Marker ›weiß‹ bei Beschreibungen diskursiver Positionen in Anführungszeichen gesetzt; beim Verweis auf sogenannte weiße Privilegien, auf weißes Überlegenheitsdenken und auf als weiß markierte demographische Gesellschaftssegmente fallen die Anführungszeichen weg, da sich diese diskursiven Phänomene besonders in Form von Besitz, Gewalt oder Körpern materialisieren.

2 Blushs bereits in zweiter Auflage erschienene, mit einer Fülle an Interviews und Collagen aufwartende Szenegeschichte des frühen Hardcore Punk ist noch immer das Standardwerk, obwohl es freilich eine kritische Distanz zum Untersuchungsgegenstand vermissen lässt (vgl. Blush 2010). Wenn im Folgenden von ›der‹ Hardcore Punk Szene die Rede ist, wird sich auf die frühe amerikanische Szene bezogen, die ihre kurze Blütezeit in den Jahren 1980 bis 1986 hatte (vgl. ebd.: 9).

sie ihre privilegierte soziale Herkunft im Prozess der subkulturellen Identitätsstiftung überhaupt reflektieren (vgl. Butz 2008: 131f; Butz 2012: 76-97).[3]

Die Konzeptualisierung von Transkulturalität, die der deutsche Philosoph Wolfgang Welsch vorschlägt, zielt darauf ab, homogene Identitäten aufzulösen um heterogene und antirassistische Subjektpositionen zu entwerfen. Vor dem Hintergrund allumfassender Globalisierungstendenzen und Migrationsbewegungen fasst Welsch kulturelle Identität wiederum als heterogen, fluide und prozesshaft auf, weil »moderne Gesellschaften *in sich* so hochgradig differenziert [sind], dass Homogenität für sie weder mehr grundlegend noch wünschenswert ist« (Welsch 2011: 297, Herv.i.O.). Die Dichotomie von Eigen- und Fremdkultur wird somit zugunsten einer hybriden und inhärent toleranten Vorstellung von kulturellen Subjektpositionen aufgehoben. Die Kritik an Transkulturalität dreht sich wiederum um das Faktum gesellschaftlicher Privilegien, welche nicht adäquat mitreflektiert zu sein scheinen und spiegelt somit die oben bereits angedeutete Herangehensweise von Butz an privilegierte Statuspositionen im Hardcore Punk:

> »Ist das Konzept der Transkulturalität und damit einer transkulturellen Pädagogik nicht ein elitäres (bildungsbürgerlich-kosmopolitisches) neues Herrschaftsinstrument[:] [sic!] gut gemeint, aber die Realität der sozialen Ungleichheiten negierend? Werden in diesem Konzept gesellschaftliche Konflikte und Probleme, wird ›strukturelle Gewalt‹ (als soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit) ausgeklammert, werden […] soziale Minderheiten nach dem Maßstab der Transkulturalität *exkludiert*?« (Griese 2006: 22, Herv.i.O.)

Es stellt sich also die Frage, ob nicht sowohl die amerikanische Hardcore Punk Szene der 1980er Jahre als auch das Konzept der Transkulturalität trotz dem hehren Fokus auf Herstellung umfassender Diversität letztendlich an den eigenen Widersprüchen scheitern. Im Folgenden wird die amerikanische Hardcore Punk Bewegung auf die Reflexion eigener Privilegien im vermeintlich auf Antirassismus abzielenden Identitätsbildungsprozess untersucht. Die dabei zu Tage tretenden Fallstricke können dementsprechend als *case study* für das Problem

3 Butz setzt sich vornehmlich mit dem Phänomen des amerikanischen Skate Punk auseinander und konstatiert, dass auch hier dominante Herrschaftsdiskurse- und Verhältnisse oftmals reproduziert würden. Für ihn stellt das, dieser Subkultur inhärente, Moment der ›Bewegung‹ (zum Rhythmus der Musik und auf der mobilen Plattform des Skateboards) jedoch ein gewisses Widerstandspotential gegen ebenjene Machtstrukturen dar (vgl. Butz 2012: 260-271).

universeller Privilegien gelesen werden, welches in aktuellen europäischen Debatten um Transkulturalität nicht in ausreichendem Maße zur Sprache kommt.

Zunächst wird der soziokulturelle Kontext der Zeit nach der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung (*post-civil rights era*) kurz skizziert. Besonderer Fokus liegt hierbei auf dem Konzept einer ›farbenblinden‹ (*color-blind*) Gesellschaft, da die Hardcore Punk Szene sich implizit mit diesem auseinandersetzt. Anschließend werden die Hauptthesen von Robyn Wiegmans Essay *Whiteness Studies and the Paradox of Particularity* dargelegt. *Whiteness studies* sind ein interdisziplinäres akademisches Feld, das ›Weiß-Sein‹ als soziale Konstruktion und als an einen bestimmten sozialen Status gebundene Ideologie dekonstruiert. Seinen VerfechterInnen liegt besonders daran, die symbolische und faktische Geltungsmacht von weißen Privilegien offenzulegen. Wiegman argumentiert, dass auch diese akademische Disziplin letztendlich nur auf dem Boden weißer universalistischer Privilegien operieren kann, obwohl sie sich dezidiert als anti-rassistisches Projekt versteht. In einem letzten Schritt werden exemplarisch drei Liedtexte der Hardcore Punk Szene der 1980er Jahre unter Einbeziehung von Wiegmans theoretischem Ansatz nach der (Un-)Möglichkeit anti-rassistischer Subjektpositionen befragt.

I ›WEIßE‹ SUBJEKTPOSITIONEN NACH DER BÜRGERRECHTSBEWEGUNG

Im Zuge der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung, sowie der zahlreichen weiteren Erhebungen vormals benachteiligter sozialer Gruppierungen wie etwa der Frauen- oder Schwulenbewegung, wird die daran anschließende *post-civil rights era* in der amerikanischen Historiographie vornehmlich als Ära konservativer Konsolidierung diskutiert: In der öffentlichen Person und Präsidentschaft Ronald Reagans symbolischen Ausdruck findend, versuchten konservative politische Kräfte zu traditionellen Wert- und Moralvorstellungen zurückzukehren. Damit einher ging die implizite Agenda, die – nur scheinbar bedrängte – ökonomische und gesellschaftliche Vormachtstellung der weißen Bevölkerungsschicht wiederherzustellen beziehungsweise weiter auszubauen. Die Historikerin Jacquelyn Dowd Hall macht darauf aufmerksam, dass gemäß dieser Weltanschauung die amerikanische Gesellschaft nun zwar einerseits als ›post-rassisch‹ (*post-racial*) konzipiert wird, tatsächlich jedoch ein ›farbenblinder‹ Konservatismus vorherrscht, welcher auf spektakuläre Weise ahistorisch und blind gegenüber sozialen Machtverhältnissen ist (vgl. Dowd Hall 2005: 1237f).

Das Konzept einer ›farbenblinden‹ amerikanischen Gesellschaft schien in und mit der Wahl Barack Obamas zum Präsidenten 2008 seine volle Realisierung erreicht zu haben. Spätestens seit der 2013 einsetzenden medialen Aufmerksamkeit aufgrund der anhaltenden Polizeibrutalität gegen afroamerikanische Körper[4] und durch rassistische Massaker wie Dylann Roofs *Charleston church shooting* (2015) wird die schöne Illusion einer ›postrassischen‹ amerikanischen Gesellschaft jedoch zu Grabe getragen.[5] Das Konzept einer ›farbenblinden‹ Gesellschaft gründet sich auf der irreführenden Annahme, *race* spiele keine zentrale Rolle im gesellschaftlichen und individuellen Leben der USA mehr und allen Bürgern stünden die gleichen Voraussetzungen zur Verfügung. Schlicht negiert wird dabei die Tatsache, dass weiße AmerikanerInnen ihre Leben und fluiden Identitätsentwürfe noch immer vor dem Hintergrund immenser struktureller Vorteile zu entwerfen im Stande sind.[6]

Der gemäß Dowd Hall der Vorstellung einer ›farbenblinden‹ amerikanischen Gesellschaft innewohnende, ahistorische Konservatismus spiegelt sich auch in den Angriffen auf *affirmative action*. Diese gesellschaftspolitischen Maßnahmen zielen mithilfe von Quoten darauf ab, der systeminhärenten, historisch gewachsenen Benachteiligung von Minderheiten entgegenzuwirken. Bereits in den 1970er Jahren regte sich im konservativen Spektrum der amerikanischen Mehrheitsgesellschaft unter dem Stichwort des ›umgedrehten Rassismus‹ (*reverse*

4 Nach dem gewaltsamen Tod des afroamerikanischen Teenagers Trayvon Martin und dem 2013 erfolgten Freispruch des Täters George Zimmerman etablierte sich die nationale Protestbewegung *Black Lives Matter*. Diesbezüglich beschreibt der afroamerikanische Intellektuelle Ta-Nehisi Coates in einem, seinem Sohn zugeeigneten Langessay eindringlich und in historischer Perspektive die Erfahrung, was es in den heutigen USA bedeutet einen latent immer schon bedrohten schwarzen Körper zu besitzen (vgl. Coates 2015).

5 Die unmittelbar nach dem *Charleston church shooting* einsetzenden Diskussionen um den Verbleib der Flagge der Konföderierten Staaten von Amerika an öffentlichen Gebäuden einiger Südstaatenparlamente können als erste Ansätze einer tatsächlichen Auseinandersetzung mit dem anhaltenden Erbe des institutionalisierten Rassismus gewertet werden.

6 Für eine philosophische Untersuchung des systemischen Charakters weißer Privilegien siehe Mills 1997; in ihrem kanonisch gewordenen Essay beschreibt Cheryl Harris detailliert wie die europäische Vorstellung von Besitz (sowohl von Land aber auch von Menschen als Eigentum) im Zuge der gewaltsamen Besiedlung des nordamerikanischen Kontinents in soziale und rechtliche Festschreibungen weißen Überlegenheitsdenkens übergehen (vgl. Harris 1993).

racism) Widerstand gegen diese Maßnahmen. Der Soziologe Eduardo Bonilla-Silva interpretiert diese Abwehrhaltung als ›farbenblinden Rassismus‹ (*color-blind racism*), der sich durch alle Bereiche der amerikanischen Lebenswirklichkeit zieht, von der weißen Mehrheitsgesellschaft aber weitgehend verleugnet wird. Im Besonderen legt Bonilla-Silva die der Ablehnung von *affirmative action* zugrundeliegenden Denkmuster frei und ordnet diese gemäß vier wiederkehrenden Narrativen. Erstens: Leugnen des Einflusses vergangener rassistischer Machtverhältnisse auf gegenwärtige; zweitens: Abstreiten persönlicher Verantwortung für die rassistische Geschichte; drittens: Betonen des relativen gesellschaftlichen Scheiterns der afroamerikanischen Bevölkerungsgruppe im Vergleich zu anderen Minderheiten sowie viertens: Herausstellen persönlicher Benachteiligung aufgrund von *affirmative action* (vgl. Bonilla-Silva 2006: 97f).[7]

In diesem explosiven soziokulturellen Klima bilden sich die sogenannten *whiteness studies* heraus.[8] Nach den eruptiven politischen und kulturellen Verwerfungen der 1960er und 1970er Jahre wurden ethnische Partikularstudiengänge wie etwa die *Chicano Studies*, die *African American Studies* oder die *Women's Studies* an zahlreichen amerikanischen Universitäten institutionalisiert. Seit den 1990er Jahren haben sich auch die *whiteness studies* akademisch etablieren können obwohl – oder gerade weil – sich die Zielsetzung seiner VertreterInnen absolut konträr zum Lehrauftrag der ethnischen Partikularstudiengänge verhält. Letztere zielen darauf ab, partikulären ethnischen Kollektiven nach Jahrhunderten der Unterdrückung vonseiten der dominanten Gesellschaft durch Erforschung der jeweiligen Geschichte und Kultur eine größere politische Geltung zu verschaffen; *whiteness studies* hingegen verkehren die analytische Perspektive auf das ›weiße‹ Zentrum, um den historischen Wurzeln und anhaltenden Mechanismen weißer Hegemonie nachspüren und diese letztendlich außer Kraft setzen zu können. Während konservative Kritiker dieses ambitionierte Unterfangen als »weißen Selbsthass« (vgl. Kay 2006) diffamieren, gibt es auch aus Teilen des traditionell eher linken akademischen Lagers vehemente Kritik an den *whiteness studies*.

---

7 Auch Brown et al. legen die Wirkungsmechanismen des ›farbenblinden Rassismus‹ detailliert dar (vgl. Brown et al. 2003).

8 Für einen kurzen aber prägnanten Überblick über Gegenstandsbereich, Fragestellungen und Kontroversen der *whiteness studies* siehe Garner 2007; Delgado und Stefancic versammeln essentielle Texte von so gut wie allen einschlägigen AutorInnen des Feldes und bieten so einen umfassenden Einblick in dessen vielfältige Wirkungsfelder (vgl. Delgado/Stefancic 1997).

II DAS DILEMMA DER *WHITENESS STUDIES*

In ihrem 1999 publizierten Essay *Whiteness Studies and the Paradox of Particularity*[9] zeigt Robyn Wiegman den ›blinden Fleck‹ der sich dezidiert als antirassistisches Projekt verstehenden *whiteness studies* auf. Ebenso wie die diskursive Position eines ›farbenblinden‹ Konservatismus operiere auch diese akademische Disziplin auf der impliziten Grundlage weißer Privilegien. Um dieses Phänomen zu erklären bezieht sich Wiegman auf den Soziologen Howard Winant, der ›weiße‹ Identitätsbildungsprozesse in der *post-civil rights era* generell durch eine grundlegende Subjektspaltung charakterisiert sieht. Diese Spaltung im ›weißen‹ Subjekt münde in einen unauflösbaren Widerspruch: Einerseits werde weißes Überlegenheitsdenken und damit verbundene Praktiken weißer Hegemonie, vor allem die rassische Segregation, welche die Gesellschaft der USA bis in die 1960er Jahre strukturierte, entschieden abgelehnt; zum anderen werde jedoch die seit Beginn der Präsidentschaft Ronald Reagans fortschreitende Wiederherstellung weißer Privilegien im Sozialen und Politischen und daraus resultierende individuelle Vorteile ebenso entschieden geleugnet (vgl. Wiegman 1999: 119ff).[10] Um diese Spaltung zu integrieren, bediene sich das ›weiße‹ Subjekt Mechanismen ›weißer‹ Selbststigmatisierung, wodurch es sich selbst zum Opfer der sozialen Erhebungen der vormals diskriminierten Minderheiten stilisiert. Die oben beschriebenen Begründungsmuster für die Ablehnung von *affirmative action* sind ein klassisches Beispiel hierfür. Vor diesem Hintergrund werden nun zwei dominante Denkschulen der *whiteness studies* in der Kritik Wiegmans vorgestellt.[11]

---

9 Robyn Wiegman ist eine einflussreiche Kulturtheoretikerin und beschäftigt sich insbesondere mit den Machtwirkungen der Kategorien *race*, *gender* und *sexuality* in der amerikanischen Geschichte und Kultur. Den anhaltenden Einfluss ihres Essays *Whiteness Studies and the Paradox of Particularity*, der auch eine konzise Analyse von ›Weiß-Sein‹ im Film *Forrest Gump* formuliert, belegt die Tatsache, dass er bis dato in drei verschiedenen Essaysammlungen wiederabgedruckt worden ist.

10 Für eine Darstellung der sozialen, politischen und gesellschaftlichen Wiederherstellung weißer Privilegien vor dem Hintergrund von Aufstieg und Fall afroamerikanischer Emanzipation nach dem Zweiten Weltkrieg siehe Marable 2007.

11 Das dritte, von Wiegman als einflussreich für antirassistische Diskurse innerhalb der *whiteness studies* identifizierte, Projekt ist *Race Traitor* (›Rasse-Verräter‹) (vgl. Wiegman 1999: 139-143). Dieses aktivistische Journal zielt darauf ab, ›Weiß-Sein‹ als Marker von Privilegien durch subversive Aktionen gegen die herrschenden Machtstrukturen sozusagen von innen heraus abzuschaffen. Meines Erachtens nach erfasst

Als gemeinsame Folie für alle in diesem Kontext artikulierten antirassistischen Projekte identifiziert Wiegman David Roedigers kanonische Studie *The Wages of Whiteness*, welche die Herausbildung der weißen Arbeiterklasse in den USA des 19. Jahrhunderts analysiert (vgl. ebd.: 135-138). Der irische Immigrant habe demnach sein ›Weiß-Sein‹ als eine Art von kompensatorischer Entlohnung herausgebildet, um sich von den AfroamerikanerInnen und anderen ›nicht-weißen‹ Minoritäten abzugrenzen; im Kontext industrieller Ausbeutung sei dies gefördert worden, um klassenbasierte Solidarisierungen über die Rassenschranken hinweg zu unterbinden. ›Weiß-Sein‹ wird dementsprechend dezidiert als soziale Konstruktion verstanden, welche des Handlungsvermögens eines Subjekts bedarf. Roediger folgert nun, dass diese Identifikationskategorie immer kontextabhängig ist und nicht nur auf dem äußeren Merkmal weißer Hautfarbe gründet. Letztendlich könne man sich deshalb auch trotz weißer Haut als ›nicht-weiß‹ politisch identifizieren, um den rasseübergreifenden Klassenkampf auszufechten. Auf dieser Grundlage hat sich eine Richtung innerhalb der *whiteness studies* herausgebildet, die den marxistischen Klassenkampf als antirassistisches Projekt reartikuliert.

Wiegman konstatiert hier jedoch einen Widerspruch (vgl. ebd.: 138f): Die bewusste Selbstproduktion des antirassistischen Subjekts kann folglich nur von der privilegierten Position eines universellen ›Weiß-Seins‹ erfolgen. Dem ›weißen‹ Subjekt sei es möglich seine politische Identifikation unabhängig von seiner weißen Hautfarbe – und unter scheinbarer Ablegung seiner damit verbundenen Privilegien – zu wechseln, während beispielsweise bei AfroamerikanerInnen politische Identifikation und afroamerikanische Identität immer als untrennbar und statisch vorausgesetzt seien. Letztlich bleibe Roediger so der universalistischen ›weißen‹ Logik verhaftet, nach der beliebig austauschbare politische Identifikationen als für alle frei zugänglich imaginiert werden, wobei reale Machtverhältnisse und damit verbundene Exklusions- und *othering*-Prozesse ausgeblendet sind.

In der *white trash*-Denkschule innerhalb der *whiteness studies* wird die ökonomisch benachteiligte, weiße Unterschicht der USA nicht als ausschließlich klassenbasierte Gruppierung wahrgenommen, sondern als essentiell über den Marker *race* konstituiert gedacht (vgl. ebd.: 143f). Weiße Privilegien würden für diese innerhalb des dominanten Markers stigmatisierte Minderheit nicht gelten,

---

Wiegman die dominierenden Diskurse in und um *whiteness studies* gemäß dem zeitgenössischen Stand der Forschung. Für eine aktuelle Auseinandersetzung mit dem problematischen Nexus von Antirassismus und mit Privilegien behafteter ›weißer‹ Identität siehe Yancy 2015.

da sie wie andere (ethnische) Minoritäten vergleichbaren Diskriminierungen ausgesetzt sei.[12] Im Gegensatz zu Roedigers Auffassung wird die Trennung des äußeren Merkmals weißer Hautfarbe von der politischen Identifikation mit dieser nicht als Akt (klassen-)bewusster Rebellion vom Subjekt selbst produziert. Ganz im Gegenteil wird diese Trennung von den herrschenden weißen Machtverhältnissen in die ›minderwertigen‹ weißen Körper eingeschrieben.

Dieser theoretische Schritt hat laut Wiegman vielfältige Konsequenzen (vgl. ebd.: 144-147): Rassismus werde von institutionalisierten Diskriminierungspraktiken, die sich auf einen festgelegten ›rassischen‹ Status beziehen, abgetrennt; stattdessen werde ökonomisch schwachen Weißen der strukturell vergleichbare Status einer, aufgrund von postulierten ›rassischen‹ Unterschieden unterdrückten, Minderheit zugeschrieben. Letztendlich werde so ein antirassistisches ›weißes‹ Projekt erst auf dem Boden eines diskriminierten und beschädigten ›Weiß-Seins‹ möglich. Wiegman macht darauf aufmerksam, dass dieser Ansatz ›Weiß-Sein‹ auf einen materiellen Status reduziert und folglich die psychologische Dimension des weißen Privilegs ausblendet.

Wiegmans überzeugende Analyse der ›blinden Flecken‹ der *whiteness studies* macht deutlich, dass auch bei diesem akademischen Unterfangen die Spaltung des ›weißen‹ Subjekts – in antirassistische Intention und privilegierte Position – nicht einfach zu unterlaufen ist.

III DIE SPALTUNG ›WEISSER‹ SUBJEKTPOSITIONEN IM HARDCORE PUNK

Die Hardcore Punks der 1980er Jahre waren vornehmlich weiß, männlich und entstammten der behüteten Mittelschicht; wie die ProtagonistInnen der *whiteness studies* verstanden auch sie sich als dezidiert antirassistisch und wurden öffentlich ebenso wahrgenommen. Die aktuelle Forschung hat jedoch bereits herausgearbeitet, dass diese eindeutige politische Verortung hinfällig ist und die Hardcore Szene von Bands mit einer genuin antirassistischen Agenda bis hin zu explizit rassistischen und neofaschistischen Bands reicht. Im nächsten Kapitel werden drei – für die prägnantesten ›weißen‹ Subjektpositionierungen innerhalb der Hardcore Punk Szene repräsentative – Liedtexte analysiert. Besonderes Augenmerk der Analyse liegt auf der Frage, inwiefern die in den Liedtexten

12 Lipsitz argumentiert diametral entgegengesetzt, dass auch ökonomisch benachteiligte weiße Bevölkerungsschichten von den strukturellen Verankerungen weißen Privilegs materiell profitieren (vgl. Lipsitz 2006).

konstituierten antirassistischen Subjekte den eigenen privilegierten Status reflektieren oder ob sie nicht lediglich auf dem Boden ›weißer‹, männlicher Selbststigmatisierung entstehen können. Ziel ist es, unter Übertragung von Wiegmans theoretischem Ansatz, der Kohärenz der antirassistischen Projekte innerhalb der Hardcore Punk Szene nachzuspüren und die in dieser Fallstudie gewonnenen Einsichten auf mögliche Fallstricke der Transkulturalität zu übertragen. An dieser Stelle sollen diesbezüglich bereits gewonnene Erkenntnisse über die Hardcore Punk Szene kurz erläutert werden.

Butz identifiziert das Moment ›weißer‹, männlicher Selbststigmatisierung als eines der identitätsstiftenden kulturellen Muster der 1980er Jahre. Um die konkreten Manifestationen dieses Opfernarratives in der Hardcore Bewegung zu fassen, rekurriert Butz auf Daniel S. Traber. Dieser legt dar, dass auch die Hardcore Punks des ›Anderen‹ bedürfen, um eine nach eigenen Maßstäben als authentisch wahrgenommene Identität zu konstruieren. Um ihre ›weiße‹ Identität von den im Mainstream dominierenden Identitätsentwürfen abzugrenzen, werde die prekäre Lebenssituation der städtischen weißen Unterschicht glorifiziert und angeeignet (vgl. Traber 2011: 82-99, zit.n. Butz 2008: 137ff; Butz 2012: 88-92).[13] An dieser Stelle kann bereits die Einsicht gewonnen werden, dass diese strategische Bewegung derselben Logik folgt, die in der *white trash*-Denkschule auszumachen ist. Auch bei den Hardcore Punks wird eine beschädigte ›weiße‹ Minorität vorausgesetzt, der aufgrund der strukturellen Benachteiligung der Status einer ›rassisch‹ diskriminierten Gruppierung zugeschrieben wird. Auf dieser Grundlage wird letztendlich die partikuläre ›weiße‹ Punk-Identität in Abgrenzung zum dominanten und unterdrückend empfundenen ›Weiß-Sein‹ konstruiert.

Für diesen Kontext bedeutend ist Trabers Einsicht, dass die Hardcore Punks sich wiederum nur aus der privilegierten ›weißen‹ Position heraus ihre Identitäten mobil aneignen können: »Punks ignore how some have the freedom to explore different identities while ontological mobility is restricted for others […]« (Traber 2011: 95). Traber argumentiert demnach auf derselben Grundlage wie Wiegman: Um ›weiße‹ Identitäten überhaupt konstruieren zu können, bedarf es zuvorderst des universellen weißen Privilegs ontologischer Mobilität.

13 Traber bezieht seine Argumentation auf die frühe Hardcore Punk Szene an der Westküste. Das Moment ›weißer‹, männlicher Selbststigmatisierung stellt jedoch eine generelle Reaktion auf die sozialen Erhebungen der 1960er und 1970er Jahre dar, weswegen diese Logik im Folgenden auch in Liedtexten von Hardcore Bands aus anderen Teilen der USA freigelegt werden kann.

IV FALLBEISPIEL A: *GUILTY OF BEING WHITE* (1981)

Die in Washington DC gegründete Band *Minor Threat* war für die Szene enorm einflussreich (vgl. Blush 2010: 155-163). Obwohl sie sich bereits 1983 auflöste und mit *Out of Step* lediglich ein reguläres Album veröffentlichte, setzte sie den musikalischen Standard für viele Hardcore Bands der 1980er und 1990er Jahre.

Zum einen spielte sie einen rasant beschleunigten Punkrock mit trotzig antiautoritären Texten, die von Sänger und Mastermind Ian MacKaye latent aggressiv performt wurden; zum anderen vermarkteten sie ihre Musik über das eigene Label *Dischord Records* selbst und trugen so entscheidend dazu bei, das DIY-Ethos (*Do-It-Yourself*) in der Szene zu etablieren. Die Band ist aber bis heute vor allem aufgrund ihres Songs *Straight Edge* unvergessen, da die gleichnamige, von Abstinenz geprägte Jugendkultur (kein Alkohol, keine Drogen, keine häufig wechselnden GeschlechtspartnerInnen) sich auf diesen als ihr Gründungsmanifest beruft. Eines von *Minor Threats* bekanntesten und gleichzeitig umstrittensten Liedern ist *Guilty of Being White*:

I'm sorry
For something I didn't do
Lynched somebody
But I don't know who
You blame me for slavery
A hundred years before I was born

[Refrain:]
Guilty of being white
Guilty of being white
Guilty of being white
Guilty of being white

I'm a convict
Guilty!
Of a racist crime
Guilty!
I've only served
Guilty!
19 years of my time
[Refrain]
(*Minor Threat: Guilty of Being White*, 1981)

Die im Liedtext angezeigte Subjektposition ist repräsentativ für eine bestimmte Strömung innerhalb des Hardcore Punk, die ihre spezifisch ›weiße‹ Wut als Ausdruck antirassistischer Gesinnung tarnt.[14] Tatsächlich wird das Motiv des ›umgedrehten Rassismus‹ zum Zweck ›weißer‹ Selbststigmatisierung und damit verbundener Identitätsstiftung evoziert. Das hier intendierte Subjekt gründet sich so auf der von Wiegman identifizierten Spaltung, die charakteristisch für ›weiße‹ Identitätsbildungsprozesse in der *post-civil rights era* ist. Die Grundhaltung des Lyrischen Ich im Lied ist von Passivität geprägt und es stilisiert sich zum Opfer scheinbar unbegründeter Rassismusvorwürfe.

Am Ende der ersten Strophe wird die Institution der Sklaverei weder glorifiziert noch verharmlost, sondern implizit als zu verurteilen beschrieben: »You blame me for slavery«. Obwohl weißes Überlegenheitsdenken demnach abgelehnt wird, bleibt die empörte Zurückweisung jeglicher persönlicher Verantwortung für dieses dunkle Kapitel der amerikanischen Geschichte. Diese Argumentation fußt auf der Annahme, dass die rassistische Vergangenheit abgeschlossen sei und keinerlei Auswirkungen auf ökonomische und soziale Strukturen der Gegenwartsgesellschaft der 1980er Jahre habe; sie ruft Bonilla-Silvas Beschreibung des ersten Kritikpunktes an *affirmative action* ins Gedächtnis: Leugnen des Einflusses vergangener rassistischer Machtverhältnisse auf gegenwärtige. Diese Grundrechtfertigung wird in der nächsten Zeile explizit begründet: »A hundred years before I was born«. Der historische Marker von 100 Jahren soll signalisieren, dass das zu konstituierende ›weiße‹ Subjekt aufgrund der ›Gnade der späten Geburt‹[15] keinerlei Verantwortung für die strukturell tief verwurzelten Rassismen seiner Gegenwart habe. Auch dieses Motiv

14 *Minor Threats* Songschreiber Ian MacKaye war bei Verfassen des Liedtextes 19 Jahre alt und verweist bezüglich des Inhalts auf seine damaligen Erfahrungen als Angehöriger einer weißen Minderheit in einer stark multiethnisch geprägten Schule. In einem Interview von 1983 verteidigt er den Songtext als antirassistisch, da darin die Stigmatisierung aufgrund von *race* gebrandmarkt werde; folglich sei die zentrale Aussage, dass diese Kategorie an sich das Problem von Diskriminierung sei und man *race* deswegen generell nicht mehr als Identitätsmarker verwenden solle. Nichtsdestotrotz wurde *Guilty of Being White* auch innerhalb der Hardcore Szene kontrovers aufgenommen und zum Teil als rassistisch gebrandmarkt (vgl. *Maximumrocknroll* Interview mit Bondi, Dictor, und MacKaye über *Guilty of Being White* 2011: 99-105).

15 Helmut Kohl prägte diesen Ausdruck 1984 auf einem politisch heiklen Israelbesuch und bezeichnete damit die Tatsache, dass nach 1930 geborene Deutsche aufgrund ihres geringen Alters das Glück hatten, sich nicht mehr bewusst an den Verbrechen des Dritten Reichs schuldig machen zu können (vgl. Köpcke 2004).

lässt sich als zweiter Punkt in Bonilla-Silvas Auflistung ausfindig machen: Abstreiten persönlicher Verantwortung für die rassistische Geschichte.

Die scheinbare Ablehnung weißen Überlegenheitsdenkens geht somit einher mit einer aggressiven Nichtanerkennung weißer Privilegien, die erst aus der gewaltsamen Unterdrückung und Versklavung der AfroamerikanerInnen erwachsen konnten. Der Refrain und die zweite Strophe reichern das bereits artikulierte Ressentiment zusätzlich mit ›weißer‹ Selbststigmatisierung an: ›Weiß-Sein‹ wird als Bürde und (Vor-)Verurteilung verstanden, denn das ›weiße‹ Subjekt würde schon die 19-jährige Dauer seines jungen Lebens auf ungerechterweise Weise diskriminiert: »I'm a convict of a racist crime/I've only served 19 years of my time«. Das ›weiße‹ Subjekt empfindet sich aufgrund seiner Hautfarbe als gesellschaftlich stigmatisiert; dieses Merkmal lässt sich als Bonilla-Silvas vierter Punkt identifizieren: Herausstellen persönlicher Benachteiligung aufgrund von *affirmative action*.

Guilty of Being White produziert so mitnichten eine antirassistische ›weiße‹ Subjektposition, sondern eine ahistorische, dem konservativen Zeitgeist entsprechende Vorstellung von ›Weiß-Sein‹. In dieser wird die zeitgenössische Ermächtigung der Minderheiten unter dem Deckmantel des Vorwurfs eines ›umgedrehten Rassismus‹ abgelehnt. Die Spaltung im ›weißen‹ Subjekt materialisiert sich hier in einer aggressiven Leugnung materieller und systeminhärenter weißer Privilegien bei vermeintlicher Ablehnung weißen Überlegenheitsdenkens.

V FALLBEISPIEL B: *WHITE MINORITY* (1980)

Bereits 1976 gründete sich in Hermosa Beach, Kalifornien, die Hardcore Punk Band *Black Flag* (vgl. Blush 2010: 56-79). Die visuelle Ikonographie des Bandnamens, die charismatischen Bühnenauftritte ihres Sängers Henry Rollins und die nicht selten gewaltsamen Zusammenstöße mit der Polizei bei ihren Konzerten bescherten der Band eine mythendurchtränkte Aura und eine eingeschworene Anhängerschaft. Bis zu ihrer Auflösung 1986 transzendierte *Black Flag* die musikalischen Parameter des Hardcore Punk durch die experimentelle Inkorporation musikalischer Elemente des Heavy Metal und des Free Jazz wobei textlich durchgängig düster-nihilistische und gesellschaftskritische Texte dominierten. Auch *Black Flag* trugen mit ihrem Song *White Minority* ihren Teil zum kontrovers geführten Diskurs um ›Weiß-Sein‹ in der Szene bei:

We’re gonna be a white minority
We won’t listen to the majority
We’re gonna feel inferiority
We’re gonna be white minority

[Refrain:]
White pride
You’re an American
I’m gonna hide
Anywhere I can

Gonna be a white minority
We don’t believe there’s a possibility
Well you just wait and see
We’re gonna be white minority

[Refrain]

Gonna be a white minority
There’s gonna be large cavity
Within my new territory
We’re all gonna die
(*Black Flag: White Minority*, 1980)

Liedtexte wie dieser sind typisch für einen bestimmten Teil der Hardcore Punk Szene: Die generell vorherrschende Ablehnungshaltung kreist zentral um den Faktor ›Weiß-Sein‹, der aufgrund der semantischen Zweideutigkeiten mit ambivalenter Bedeutung aufgeladen wird.[16] Die dualistische, in sich gespaltene Logik im Prozess der ›weißen‹ Subjektkonstituierung lässt sich jedoch auch in diesem Beispiel ausmachen. Zuvorderst wird der im gesellschaftlichen Mainstream vorherrschenden Vorstellung ›weißer‹ Identität entschieden Gehorsam verweigert

16 *Black Flags* Songwriter und Gitarrist Greg Ginn stellt die, seiner Meinung nach einzig vernünftige Lesart des Songs als antirassistisch, folgendermaßen dar: »The idea behind it is to take somebody that thinks in terms of ›White Minority‹ as being afraid of that, and make them look as outrageously stupid as possible. The fact that we had a Puerto Rican (Ron) singing it was what made the sarcasm of it obvious to me. […] I don't know how they could consider that racist, but people took it that way« (Ginn 1981).

und sie somit scheinbar abgelehnt: »We won't listen to the majority«; dies könnte durchaus als Kritik am von Wiegman und Dowd Hall freigelegten Diskurs der ›farbenblinden‹ amerikanischen *post-civil rights era* gelesen werden, die darauf abzielte die darunterliegende Agenda der Wiederherstellung weißer Privilegien zu dekonstruieren: »White pride/You're an American/I'm gonna hide/Anywhere I can«.

Das Ende der ersten Strophe mit den Zeilen »We're gonna feel inferiority /We're gonna be white minority« entkräftet diese Lesart jedoch. Anstatt die Wirkmächtigkeit weißer Privilegien auch in der eigenen gesellschaftlichen und sozialen Stellung zu reflektieren, ist die so konstituierte Identität wiederum vom Moment ›weißer‹ Selbststigmatisierung durchzogen. Zu diesem Schluss kommt auch Butz in seinen auf Traber Bezug nehmenden Analysen, wenn er betont, dass die Hardcore Punks unter Negierung ihres eigenen privilegierten sozialen Ursprungs sich hier den marginalisierten Status des ›nicht-weißen‹ Anderen aneignen.[17] Gemäß Butz wird versucht *race* abzuschaffen beziehungsweise ›umzudrehen‹ damit diese Aneignung des ›nicht-weißen‹ Anderen funktionieren kann (vgl. Butz 2008: 145f; Butz 2012: 126). An dieser Stelle kann unter Verweis auf Wiegmans Theorie der ›weißen‹ Subjektspaltung die Einsicht gewonnen werden, dass hier implizit der Aspekt des ›Weiß-Seins‹ gestärkt und nicht negiert wird. Die hier stattfindende Konstituierung ›weißer‹ Identität folgt der Logik der *white trash*-Denkschule und setzt verschiedene Partikularidentitäten innerhalb des ›Weiß-Seins‹ voraus. Der Status des ›weißen‹ Anderen als – vom dominanten Mainstream markierte – minderwertige Minderheit übernimmt somit die Funktion, welche vormals dem ›nicht-weißen‹ Anderen zugeschrieben war. Die Betonung des Prozesshaften in der Übernahme dieser sozialen Rolle macht überdies deutlich, dass diese Identität bewusst konstruiert und symbolisch von der Wirkmächtigkeit weißer Privilegien abgeschnitten werden muss: »Wir ›werden‹ uns minderwertig fühlen/Wir ›werden‹ eine weiße Minderheit sein«.

Durch Selbstmarginalisierung wird sich somit zum gesellschaftlich Anderen stilisiert, um dadurch die als authentisch wahrgenommene Punk-Identität zu verifizieren. Der Selbststilisierung als ›weißer‹ Minderheit fehlt somit das Poten-

17 Butz' Argumentation ist diesbezüglich komplex: Unter Verweis auf den zeitgenössischen demographischen Wandel in Kalifornien verweist er auf die kollektiven Ängste der gehobenen weißen Mittel- und Oberschicht vor dem Verlust des Mehrheitsstatus und hebt heraus, dass *White Minority* mit diesen Ängsten spiele, den faktisch ungebrochenen Status weißer Privilegien und die eigene Zugehörigkeit zu diesem Gesellschaftssegment jedoch nicht adäquat reflektiere (vgl. Butz 2008: 144f, 147f; Butz 2012: 123ff).

tial kritischer Reflexion auf die realen sozialen Verhältnisse, in welchen die weißen, männlichen, der Mittelschicht zugehörigen Hardcore Punks sozialisiert und beheimatet sind. Stattdessen kann diese Selbstmarginalisierung vielmehr, wie auch Butz betont, als Ausdruck einer wahrgenommenen Krise ebenjenes Gesellschaftssegments, welches durch die zeitgenössischen sozialen Wandlungsprozesse um seine Privilegien bangt, gelesen werden (vgl. Butz 2008: 147f; Butz 2012: 128f).

VI FALLBEISPIEL C: *JOHN WAYNE WAS A NAZI* (1982)

MDC ist eine der langlebigsten und politisch kompromisslosesten Erscheinungen innerhalb der Hardcore Bewegung (vgl. Blush 2010: 124f, 269f). Ursprünglich 1981 in Austin, Texas unter dem Namen *Millions of Dead Cops* gegründet, zog es die Band schnell ins, mit dem Nimbus der immerwährenden Rebellion umgebene San Francisco. Von dort eroberten sie die landesweite Szene mit ihren dezidiert linken Songs, die ihre frontale Kritik an Kapitalismus, Homophobie und den Auswüchsen der amerikanischen Kultur in aggressiv-schnelle Musik verpacken. 1982 veröffentlichten sie ihr Debutalbum *Millions of Dead Cops* einschließlich der Singleauskopplung *John Wayne Was a Nazi* – nur drei Jahre nach dem Tod des Schauspielers:

John Wayne was a Nazi
He liked to play SS
Kept a picture of Adolf
Tucked in his cowboy vest
Sure he would string up your mother
Sure he would torture your pa
Sure he would march you up to the wall
Sure he would hang you by your last ball

[Refrain:]
He was a Nazi
But not anymore
He was a Nazi
Life evens the score
John Wayne slaughtered our Indian brothers
Burned their villages and raped their mothers

Now he has given them the white man's lord
Live by this, or die by the sword

[Refrain]

John Wayne killed a lot of gooks in the war
We don't give a fuck about John anymore
We all heard his tale of blood and gore
Just another pawn for the capitalist whore

[Refrain]

John Wayne wore an army uniform
Didn't like us reds and fags that didn't conform
Great white hero had so much nerve
Lived much longer than he deserved

[Refrain]

Late show Indian or Mexican dies
Klan propaganda legitimized
Hypocrite coward never fought a real fight
When I see John I'm ashamed to be white
Death bed Christian of this you avowed
If God's alive, you're roastin' now
Well John, we got no regrets
As long as you died a long and painful death
(*MDC*: *John Wayne Was a Nazi*, 1982)

Dieser Liedtext repräsentiert die nach außen hin sichtbarste Strömung innerhalb des Hardcore Punk: aggressiven Antirassismus. Jedoch ist in letzter Konsequenz auch diese ›weiße‹ Subjektposition inhärent vom Moment ›weißer‹ Selbststigmatisierung durchzogen. Auf den ersten Blick wird hier die Spaltung im ›weißen‹ Subjekt in der drastischen Anklage John Waynes – einer konservativen Ikone des weißen Amerika – unterlaufen. Scheinbar eindeutig werden die verschiedenen Manifestationen des weißen Privilegs in den USA durch die zugespitzte Projektion des Nazismus auf einen ihrer Helden aufgezeigt und gleichsam symbolisch exorziert: In der zweiten Strophe wird der Genozid, auf welchem die strukturelle Verwurzelung weißen Überlegenheitsdenkens und weißen Privilegs

gründet, offengelegt; die dritte Strophe benennt den aggressiven, der kapitalistischen Profitmaximierung dienenden kriegerischen Imperialismus; die vierte Strophe deckt die militärisch institutionalisierte, auf Gleichschaltung ausgerichtete Konformität auf. In der letzten Strophe schließlich wird, ganz wie im eingangs erwähnten Beispiel der *Dead Kennedys*, die Konsolidierung weißer Privilegien in die Genealogie des gewaltsamen Rassismus des Ku Klux Klan eingeschrieben. Das Lyrische Ich sucht sich jedoch vehement von diesen Assoziationen zu befreien: »When I see John I'm ashamed to be white«.

Eine genauere Analyse der Sprecherposition macht jedoch deutlich, dass die obige und zweifellos intuitive Lesart die Spaltung des zu konstituierenden ›weißen‹ Subjekts lediglich verdeckt. Auch hier wird zwar die dominante Vorstellung ›weißer‹ Identität entschieden abgelehnt, die implizite Identitätsstiftung gründet sich jedoch wiederum auf den, hier plastisch ausgestellten, Mechanismen ›weißer‹ Selbststigmatisierung. Eine mögliche ›weiße‹ und antirassistische Identität wird nicht positiv zu affirmieren versucht; stattdessen lässt die groteske Projektion des Nazismus auf die konservative Ikone Wayne die eigene Partizipation an den, sich auf weißen Privilegien gründenden Machtverhältnissen schlicht unerwähnt. Diese Verdrängung geht einher mit der Übernahme einer phantasmatischen Opferrolle. Somit wird vonseiten der Hardcore Punks die Zugehörigkeit zu einer ›weißen‹ Minderheit proklamiert, die – ganz wie in der *white trash*-Denkschule oder bei *Black Flags White Minority* – nicht nur als bar jeglicher weißer Privilegien konstruiert wird, sondern vielmehr gar unter diesen leidet. Gleich die erste Strophe schildert drastisch wie das ›weiße‹ Subjekt brutal von John Wayne gefoltert wird und setzt die selbststigmatisierende Position somit unmittelbar in Szene.[18] Bezeichnenderweise wird den Beschreibungen dieser Folterungen genauso viel Raum eingeräumt wie der Darstellung der historisch verifizierten Gewalt gegen die amerikanischen Ureinwohner in der zweiten Strophe (jeweils vier Zeilen).[19] Dementsprechend hat das Lyrische Ich keinen Handlungsspielraum und die Sprecherposition ist geprägt

18 Obwohl hier ein Gegenüber (»your mother/your pa«) adressiert wird, ist davon auszugehen, dass es sich auch um ein ›weißes‹ Subjekt handelt, wie einerseits die Fremdzuschreibungen (»our Indian brothers« in der zweiten Strophe) und andererseits die Selbstzuschreibungen (»Didn't like us reds and fags that didn't conform« in der vierten Strophe) belegen.

19 Äußerst bezeichnend ist überdies die Tatsache, dass die Versklavung, Unterdrückung und rassische Segregation der afroamerikanischen Minderheit in diesem Zusammenhang schlicht nicht erwähnt wird.

von passivem Fatalismus, welcher in religiöser Schicksalsergebenheit mündet: »If God's alive, you're roastin' now«.

Die intendierte Distanzierung von der, durch John Wayne symbolisierten, dominanten Konstruktion von ›Weiß-Sein‹ ist wenig überzeugend, da diese lediglich die strategische Funktion erfüllt, auf dem Boden eines beschädigten ›Weiß-Seins‹ die selbstmarginalisierte Punk-Identität zu gründen. Die hier geleistete Analyse hat verdeutlicht, dass keine der dominanten Strömungen des Hardcore Punk der 1980er Jahre einen in sich kohärenten Antirassismus zu entwerfen vermochte. In der historischen Distanz können alle drei, vermeintlich ›farbenblinden‹ Subjektpositionen – die von spezifisch ›weißer‹ Wut getragene, die ambivalente sowie die aggressiv antirassistische – als latent rassistisch, sich selbst stigmatisierend und passiv-ignorant gegenüber eigenen Privilegien entlarvt werden.

VII TRANSKULTURALITÄT UND DAS PROBLEM DER PRIVILEGIEN

Es lässt sich leider nicht mehr ergründen welches Lied die *Dead Kennedys* kurz vor Abstreifen der Ku Klux Klan Kapuzen und dem zum Vorscheinkommenlassen der Reagan Masken angestimmt hatten; in ihrem expliziten Lied *Nazi Punks Fuck Off* (1981) kommt ihre antirassistische Gesinnung jedoch auch auf textlicher Ebene unverhohlen zum Ausdruck: »If you've come to fight, get outta here […] Ten guys jump one, what a man […] You still think Swastikas look cool […]« (*Dead Kennedys*: *Nazi Punks Fuck Off*, 1981). Mit diesem Lied reagierten die *Dead Kennedys* auf die zunehmende Unterwanderung der Hardcore Szene durch rechtsextremes Gedankengut, welche sich auch in brutalen Gewalttaten veräußerte (vgl. Blush 2010: 33).

Physische Gewalt ist bedauerlicherweise wiederum das Faktum, das derzeit die Illusion einer ›farbenblinden‹ Gesellschaft in den USA freilegt und in Europa das Konzept der Transkulturalität im Angesicht von IS-Terror einerseits und brennenden Flüchtlingsheimen andererseits radikal infrage stellt. Doch wie die hier geleistete Fallstudie der amerikanischen Hardcore Punk Szene verdeutlicht hat, sind antirassistische Projekte bereits auf theoretischer Ebene hinsichtlich innerer Kohärenz zu befragen – denn oftmals scheitern sie schon an der Unfähigkeit die eigenen Privilegien adäquat mitreflektieren zu können. Dementsprechend lässt sich der theoretische Ansatz von Robyn Wiegmans Kritik an den *whiteness studies* auch auf Transkulturalität übertragen, nimmt er doch vorweg was in europäischen Debatten um dieses Konzept noch nicht ausreichend wahr-

genommen wird: Um transkulturelle Identitäten überhaupt konstruieren zu können, bedarf es zuvorderst des universellen Privilegs ontologischer Mobilität, das wiederum einen gewissen Klassenstatus voraussetzt: »Nicht umsonst sind seine [Welschs, R.A.W.] Beispiele erfolgreicher Transkulturalität zeitgenössische Schriftsteller, also Vertreter einer transkulturellen Elite« (Schönhuth 2005).

Wenn vornehmlich bessergestellte KosmopolitInnen die ›Freiheit besitzen‹ sich transkulturelle Identitäten zu entwerfen, dann läuft die intendierte Herstellung einer umfassenden Diversität somit Gefahr von den eigenen Voraussetzungen unterminiert zu werden. Mit Blick auf den deutschsprachigen Diskurs bliebe somit die ernüchternde Einsicht, dass das Aufeinandertreffen verschiedener Kulturen im einkommensschwachen Segment der Gesellschaft das abwertende Label ›Multi-Kulti‹ zugewiesen bekommt, während kultureller Austausch, transnationale Erfahrung und dementsprechend fluide Identitätsbildungsprozesse bei privilegierten Personengruppen mit dem Schlagwort des Kosmopolitismus gefasst werden.[20]

LITERATUR

American History X (1998) (USA, R: Tony Kaye).

Black Flag (1980): »White Minority«, http://songmeanings.com/songs/view15382/ vom 20.11.2015.

Blush, Steven (2010): American Hardcore. A Tribal History. Port Townsend, Washington: Feral House.

Bonilla-Silva, Eduardo (2006): Racism Without Racists: Color-Blind Racism and the Persistence of Racial Inequality in the United States, Lanham: Rowman and Littlefield.

Brown, Michael K. et al. (Hg.) (2005): Whitewashing Race: The Myth of a Color-Blind Society, Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.

Butz, Konstantin (2008): »Rereading American Hardcore: Intersectional Privilege and the Lyrics of Early Californian Hardcore Punk«, in: aspeers 1, S. 131-58.

20 Ich danke meiner Kollegin Sonja Schillings für diese pointierte Einsicht in gesellschaftliche Wertungsmechanismen aktueller Migrations- und Integrationsdiskurse. Für eine weiterführende Diskussion um eine mögliche und sinnvolle Anwendung postkolonialer Theorie auf die Situation von MigrantInnen in der deutschen Gesellschaft siehe Dhawan 2007.

Butz, Konstantin (2012): Grinding California. Culture and Corporeality in American Skate Punk, Bielefeld: transcript.

Coates, Ta-Nehisi (2015): Between the World and Me, New York: Spiegel and Grau.

Dead Kennedys: »Nazi Punks Fuck Off«, http://www.deadkennedys.com/albums_igwt.html#20 vom 20.11.2015.

Delgado, Richard/Stefancic, Jean (Hg.) (1997): Critical White Studies. Looking Behind the Mirror, Philadelphia: Temple UP.

Dhawan, Nikita (2007): »Can the Subaltern Speak German? And Other Risky Questions. Migrant Hybridism versus Subalternity«, http://translate.eipcp.net/strands/03/dhawan-strands01en#redir vom 07.12.2015.

Dowd Hall, Jacquelyn (2005): »The Long Civil Rights Movement and the Political Uses of the Past«, in: The Journal of American History 91.4, S. 1233-1263.

Garner, Steve (2007): Whiteness. An introduction, London and New York: Routledge.

Ginn, Greg (1981): »Interview«, http://www.dementlieu.com/users/obik/arc/blackflag/int_ripper6.html vom 07.12.2015.

Griese, Hartmut (2006): »›Meine Kultur mache ich selbst.‹ Kritik der Inter- und Transkulturalität in Zeiten der Individualisierung und Globalisierung«, in: ZEP: Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik 29.4, S. 19-23.

Harris, Cheryl (1993): »Whiteness as Property«, in: Harvard Law Review 106.8, S. 1707-1791.

Kay, Barbara (2006): »Blaming Whitey«, in: National Post vom 13.09.2006, http://web.archive.org/web/20090520052049/http://www.barbarakay.ca/archive/20060913whitey.html vom 20.11.2015.

Köpcke, Monika (2004): »Vor 20 Jahren: Helmut Kohl trifft in Israel ein und spricht von der ›Gnade der späten Geburt‹«, in: Deutschlandradio Berlin. Kalenderblatt, vom 24. 01. 2004, https://web.archive.org/web/20090819082755/http://www.dradio.de/dlr/sendungen/kalender/227514/ vom 22.11.2015.

Lipsitz, George (2006): The Possessive Investment in Whiteness. How White People Profit from Identity Politics, Philadelphia: Temple UP.

Lynskey, Dorian (2010): 33 Revolutions Per Minute. A History of Protest Songs, London: Faber and Faber.

Malcolm X: »The Ballot or the Bullet«, http://genius.com/Malcolm-x-ballot-or-the-bullet-washington-heights-ny-march-29-1964-annotated/ vom 29.11.2015.

Marable, Manning (2007): Race, Reform, and Rebellion: The Second Reconstruction and Beyond in Black America, 1945-2006, Jackson: University Press of Mississippi.

MDC (1982): »John Wayne Was a Nazi«, http://genius.com/Mdc-john-wayne-was-a-nazi-lyrics vom 29.11.2015.

Mills, Charles W. (1997): The Racial Contract, Ithaca, New York: Cornell UP.

Minor Threat (1981): »Guilty of Being White«, http://www.songtexte.com/songtext/minor-threat/guilty-of-being-white-6bdec626.html vom 20.11.2015.

Schönhuth, Michael (2005): »Transkulturalität«, http://www.kulturglossar.de/html/t-begriffe.html#transkulturalitaet vom 07.12.2015.

Traber, Daniel S. (2011) [2001]: »L.A.'s ›White Minority‹: Punk and the Contradictions of Self-Marginalization«, in: Stephen Duncombe/Maxwell Tremblay (Hg.), White Riot. Punk Rock and the Politics of Race, London/New York: Verso, S. 82-99.

Bondi, Vic/Dictor, Dave/MacKaye, Ian (2011) [1983]: »Guilty of Being White« in Maximumrocknroll, in: Stephen Duncombe/Maxwell Tremblay (Hg.), White Riot. Punk Rock and the Politics of Race, London/New York: Verso, S. 99-105.

Welsch, Wolfgang (2011): Immer nur der Mensch? Entwürfe zu einer anderen Anthropologie, Berlin: Akademie Verlag.

Wiegman, Robyn (1999): »Whiteness Studies and the Paradox of Particularity«, in: Boundaries 26.2, S. 115-161.

Yancy, George (2015): White Self-Criticality Beyond Anti-Racism. How Does It Feel to Be a White Problem?, Lanham, MD/Boulder/New York/London: Lexington Books.